Familien-Ausstellung

REPORTER TO GO: In der Schau des Speyerer Künstlers Christian Uhl und seiner Tochter Helene beim Werkbund in Frankfurt. Er ist freier Künstler, Maler, sie Unternehmerin in Sachen angewandte Kunst und Grafik-Designerin. Wie das bloß ist, zusammen auszustellen?

VON MARKUS CLAUER

Die Mail von Christian Uhl, ob das denn was sei, seine Schau mit Tochter Helene. In Frankfurt. Beim Werkbund Hessen. Titel „Natur". Sie kam vor Wochen. Jetzt sind Uhl und Uhl noch im Aufbau begriffen. Auf dem Boden der Werkbund-Ladengalerie in der Nähe der Schirn liegen Bilder zum Aufhängen aus.

Christian Uhl, der Künstler aus Speyer, trägt offensiv Glatze und rote Hosen. Tochter Helene ein sanftes Lächeln im Gesicht. Ein staunend-hintergründiges Freudestrahlen. An der Wand, der Kauz auf dem Gemälde, der durchdringend schaut, sein linkes Auge , seltsam eingetrübt. Daneben sind stilisierte Blumen zu sehen, gerahmt, sie sprießen optimistisch vor einem blassgrünen Hintergrund. Die sehr unterschiedlichen Bildwelten der beiden Uhls sind „russisch" nebeneinander gehängt.

Was macht das mit uns? Tochter und Vater Uhl in ihrer Ausstellung. FOTO: MAC

„Ich arbeite stilistisch divers": Werk von Helene Uhl. FOTO: HELENE UHL

Werk von Uhl Senior. FOTO: CHRISTIAN UHL

Kauz und wilde Wiese

Er, Vertreter der freien, sie Praktikerin der angewandten Kunst, zu der auch schon mal Schaufensterdesign gehört, Hochzeitskarten, Kinderbuch-Illustrationen, die surreale Schwarz-weiß-Illustration „Der Angler", die sie für das Mainzer Café „Das Nest" entwickelt und auf dem ein Männerkörper in Anzug mit Fliege einen Kopf hat, der aus einem Karpfen besteht. „Wilde Wiese", das oben erwähnte Bild, erzählt Helene Uhl, sei ursprünglich eine Illustration für die „Stadtbienen" gewesen, ein gemeinnütziges Sozialunternehmen, das unter anderem Imkerkurse anbietet (im April und Mai in Fischbach bei Kaiserslautern). Ob Christian Uhls Kauz daneben, ausgepreist für 6000 Euro, auf dem Kunstmarkt verkauft wird, ist dagegen ungewiss.

Helene Uhl sagt, weshalb sie sich dafür entschieden habe, Kunst zu machen, die weniger ins Offene zielt, habe bestimmt auch damit zu tun, dass es damit leichter falle, Geld zu verdienen. Das habe sie an ihrem Vater gesehen. Er räumt ein, dass ihm für die lukrative Kunstkarriere „vielleicht" – ein wenig – an Ehrgeiz fehlen könnte. Sie nickt vorsichtig zustimmend. „Mir geht es gut damit", sagt er dann aber noch.

Wer denn die Idee gehabt zu der gemeinsamen Ausstellung? Sie, Helene. Der Vater jetzt, wirkt leise stolz. Die 35-jährige selbstständige Grafikdesignerin ist, noch nicht allzu lange her, Mutter geworden. Vielleicht eine gute Zeit für die – nun – Frankfurterin, noch einmal die eigene Speyerer Herkunftsgeschichte zu überdenken – und die neu sich einstellende Äquidistanz. Außerdem ist sie Mitglied im Werkbund Hessen, der den Schauraum zur Verfügung stellt.

Der Verein ist einer der Werkbünde des 1907 von dem Architekten Hermann Muthesius, dem Politiker Friedrich Naumann und dem Designer Henry van de Velde gegründeten Werkbundes. Ziel, „im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk" die gewerbliche Arbeit zu nobilitieren und zu „einschlägigen Fragen" geschlossen Stellung zu beziehen. Christian Uhl dagegen organisiert sich seit 35 Jahren als freischaffender Künstler selbst.

Der melancholische Wal

„Jahrgang 1956, Studium an der Kunstakademie Karlsruhe. Lebe und arbeite in Speyer", mehr steht nicht zu ihm auf seiner Homepage. Mitgliedschaften in Künstlervereinigungen, sind keine verzeichnet. Unter der Rubrik „denken" auf seiner Netzseite macht er sich seine eigenen philosophischen Gedanken.

„Kunst sollte brauchbar sein", der Satz ist ziemlich am Anfang einer 1993 beginnenden Zeitleiste verewigt. Er klingt, recht überlegt, gar nicht so weit weg von dem, was Tochter Helene so macht. Auch die Auftragskunst, die er verfertigt, die Porträts, die Wunschkunst und die „Stundenbilder", die er auf Bestellung und anhand von Foto-Vorlagen malt und für 126 Euro je Bild verkauft, sie unterscheiden sich programmatisch kaum von den Illustrationen, die Helene Uhl für ihre Kunden erstellt. Vice versa gibt es auf der Netzseite von ihr auch freie Kunst zu kaufen, Unikate. Der Wal, der auf ihrem Bild zwischen leicht sauer und eher melancholisch wirkt zum Beispiel, Tinte auf koloriertem Papier, gerahmt, ist schon weg. Viele ihrer Arbeiten werden erst digitalisiert, um sie dann weiter zu bearbeiten.

„Stilistisch", sagt sie, „ist mein Werk divers", die Natur der rote Faden. An manchen Tagen sei das Gefühl, nichts ändern zu können fast beängstigend stark. Er sagt: „Die Natur, unser Lebensraum braucht uns nicht. Wir hingegen müssen uns schleunigst umorientieren". Kunst ändere nichts, nur der Mensch könne das, sagt er. Sie, dass es darum ginge, im Kleinen etwas zu bewegen.

Orca mag auch Hai

Kunst sei nun mal sein Beruf, das, was er mache. Sie bestimme nicht sein ganzes Denken. Er will das merkbar nicht überhöhen. Sie schaut ihn doch etwas skeptisch an. Ob das so stimmt? Für sie dagegen ist klar und unternehmerisch wichtig, dass sie ihre Kunst vor allem verkaufen muss.

Mit ihren Arbeiten hegt sie Absichten von anderen. Auf seinen jüngsten, sehr bunt-expressiven Werken, zu denen der anfangs erwähnte Kauz gehört, ist die Tierwelt sich selbst überlassen, Adler, Gans, Vögel, Fische, Albatrosse, Enten, Meise, Falken. Mit altmeisterlicher Attitüde gemalt – Uhl ist Könner – kristallisieren sie sich aus abstrakten Farbwirbeln heraus. „Die Technik", beschreibt er sein Verfahren, „muss so perfekt sein, dass man an ihr nicht hängenbleibt".

„Orca mag auch Hai" heißt eines seiner Gemälde an der Werkbundwand, das nicht nach Freundschaft aussieht, weil der Schwertwal darauf den „kopfstehenden" Hai in die Bauchgegend rammt – im abstrakten Bildgrund, rotes Gekräusel. Christian Uhl erklärt dazu, dass – nach anderthalb Jahrzehnten – „realistischem" Malen" jetzt bei ihm wieder mehr Leben ins Bild käme, „unkontrollierter" aus dem „Handgelenk".

Was ihr, Helene Uhl, wichtig ist, sie hat sich auf „naturbezogene Themen" spezialisiert – Insektenschutz, Hochwasserrisikomanagement, nachhaltige Ernährung". Ihre Kundschaft, die Guten. Sie wolle mit ihrer appellativ-schönen Kunst „sensibilisieren", das „Gefühl der Naturverbundenheit wiederherstellen, kritisch sein, ihre Hoffnung, dass Menschen Dinge verändern. Jetzt schaut der Papa sie mit einem wissenden Blick an, der zwischen Bewunderung und einer höheren Einsicht schwankt.

Paradies Atelier

Wie ist es denn nun gewesen als Tochter eines Künstler-Papas? Sie sagt: „Toll". Als Kind sei das Atelier eine Art Paradies gewesen. Ganz leicht, mit der Kunst in Berührung zu geraten. Jetzt, sagt sie, würde ihr Vater manchmal sogar sie etwas fragen, etwa wenn es um grafische Dinge gehe. Er sagt: „Das stimmt." Sie sagt, sie sei allerdings sehr ungeduldig. Und er? Schmunzelt.

Ungewohnt und seltsam sei das, jetzt so neben ihrem Vater zu stehen, auf gleicher Ebene, erzählt sie. Vor zehn Jahren hätte sie sich das noch nicht vorstellen können. Er schon, sagt sein Gesicht. „Ich bin gespannt", sagt er zum Abschluss, was das gemeinsame Ausstellen mit dem Tochter-Vater- und dem Vater-Tochter-Verhältnis mache. Sie hat noch was richtig zu stellen. Alles gut und schön, sagt sie dann, aber ihre Kreativität habe sie doch und wider dem offensichtlichen Erwarten wahrscheinlich hauptsächlich von der Mutter geerbt. „Hast du ihr das auch gesagt?", sagt er, ziemlich weich geworden.

DIE AUSSTELLUNG

„Natur. Uhl und Uhl", bis 17. März im Werkbund Hessen, Weckmarkt 11, Frankfurt. www.deutscher-werkbund.de

Arbeiten für die Guten: „Wilde Wiese" von Helene Uhl. FOTO: HELENE UHL

Der Messi der Oper

Er war der erste Superstar des Gesangs: Vor 150 Jahren wurde Enrico Caruso geboren, seine Stimme hallt dank der Erfindung des Grammophons immer noch nach

VON FRANK POMMER

Er war der erste Superstar der Oper, so berühmt wie heute vielleicht nur ein Fußball-Idol vom Schlage eines Lionel Messi. Und wie der argentinische Weltmeister begeisterte Enrico Caruso die Massen, füllte Stierkampf-Arenen, sang vor 25.000 Menschen. Am 25. Februar 1873 kam Caruso in ärmlichen Verhältnissen in Neapel zur Welt.

Die Legende erzählt von 18 Kindern. Es waren aber wohl nur sieben, Enrico Caruso das dritte davon. Irgendwann wurde seine Stimme entdeckt, er sang in Spelunken, auf der Straße, unter Balkonen, was ihm die feine Gesellschaft auch dann noch nicht nachsehen wollte, als er schon längst ein Weltstar war. Caruso hat nie studiert, erhielt bei Lehrern in Neapel Unterricht, gab sein Debüt in der Heimatstadt, wechselte dann an die Scala nach Mailand. 1903 schließlich der Durchbruch. Caruso ist an der Metropolitan Opera in New York gelandet, die seine künstlerische Heimat bleiben wird. Er wird zu einer Berühmtheit, bestens bezahlt, und heiratet auch noch eine amerikanische Millionärstochter: Dorothy Park Benjamin.

Doch der Druck nimmt zu. Er versucht ihn mit zwei Päckchen ägyptischer Zigaretten am Tag zu bekämpfen. Und bemerkt selbst, was das harte Musikgeschäft aus ihm macht: „Als ich noch ein Unbekannter war, sang ich – ohne unbescheiden sein zu wollen – wie eine Nachtigall. Einfach so, aus Lust am Singen. Nun aber, gequält vom Alptraum meines Ruhms, der größer nicht mehr werden, den aber die geringste stimmliche Unzulänglichkeit gefährden kann, singe ich mit den Nerven."

Es ist ein Raubbau an seinem Körper, an seiner göttlichen Stimme, den er betreibt. Er muss auf der Bühne gestützt werden, spuckt Blut – und singt dennoch weiter, bis es einfach nicht mehr geht. In der neapolitanischen Heimat hofft er vergeblich auf Gesundung. Caruso stirbt am 2. August 1921 mit noch nicht einmal 50 Jahren. Die Musikwelt – und nicht nur die, denn Caruso war der Liebling eben nicht nur der Opernfreunde – trauert, Hunderttausende begleiten den Leichenzug. Doch seine Stimme wird nicht verstummen.

Enrico Caruso FOTO: PICTURE-ALLIANCE / DPA

Denn seine Karriere fiel in die Zeit der ersten Tonaufnahmen. Das Grammophon eroberte auch dank Enrico Caruso die Welt. Etwa 500 Titel hat er eingespielt, meist Opernarien, aber auch Volkslieder wie „O Sole mio". Und so lebt der Mythos weiter, bis heute muss sich jeder Tenor mit Caruso vergleichen lassen. Und wird stets aufs Neue immer wieder den Kürzeren ziehen.

Aus der krächzend-knackenden Anfangszeit der Schellackplatte klingt seine Stimme zu uns herüber. Fast, wie aus dem Jenseits. Caruso singt die Arie „La donna è mobile" aus Giuseppe Verdis Oper „Rigoletto". Spitzentöne wie eine Naturgewalt. Zum Niederknien. Aber das konnten und können andere auch. Es sind andere Qualitäten, die diese Stimme so einzigartig machen. Etwa ihr unfassbar selbstverständliches Ansprechen. Nie, wirklich nie, hat man Angst um ihn. Da ist kein Stemmen, kein Drücken, die Stimme ist immer da. Und sie ist von einem unfassbaren Farbenreichtum, klingt nie monochrom, sondern schillert immer anders. Der Grund liegt auf der Hand: Carusos Tenor ist baritonal gefärbt, verfügt über eine stets präsente Mittellage, was ideal dazu geeignet war, im Frühstadium der Schallplatte im Studio zu stehen. Denn diese Mittellage war bei „nur" hohen Tenören einfach technisch nicht einzufangen. Bei Caruso schon, weil sein Tenor in der Mittellage satt und samten bronzen schimmert. Und in der Höhe golden glänzt.

Caruso hat die goldene Ära des italienischen Operngesangs, den Belcanto, noch selbst miterlebt, war von ihm zumindest in seinen Ausläufern noch mit geprägt worden. Aber er wurde der Sänger einer neuen Epoche. Es ging nicht mehr nur um den schönen und vielleicht auch möglichst kunstvoll verzierten Gesang – denn nichts anderes meint ja Belcanto. Es ging um die dramatisch glaubwürdige Verkörperung einer Opern-Figur. Denn genau das war Komponisten wie Puccini, Leoncavallo, Mascagni oder Giordano wichtig, das war das Anliegen des so genannten Verismo. Caruso wurde seine Stimme, die, dem Grammophon sei Dank, bis heute nachhallt.

Ein Liebesmärchen aus Frankfurt

73. Berlinale: Christoph Hochhäuslers ungewöhnlicher Thriller „Bis ans Ende der Nacht" berührt zum Wettbewerbsfinale die Herzen

VON SUSANNE SCHÜTZ

Familie und Liebe sind die großen Themen der 73. Berlinale. Überraschend zärtlich erzählt Christoph Hochhäusler in „Bis ans Ende der Nacht" von einer ungewöhnlichen Beziehung. Aber ob der als Thriller angelegte fünfte deutsche Film im Bärenrennen Siegchancen hat? Die Preise werden heute vergeben.

Christoph Hochhäusler gilt nicht als Romantiker. Analytisch, präzise, kühl sind seine Filme wie „Falscher Bekenner" über einen vermeintlichen „Schläfer" oder die Investmentbanker-Studie „Unter dir die Stadt". Sein erster Berlinale-Wettbewerbsfilm nun aber ist der stärkste Liebesfilm im Bärenrennen – vielleicht auch, da nicht er selbst das Drehbuch schrieb. Dennoch bleibt Hochhäusler seinem Grundthema treu: Ihn interessieren Mechanismen der Täuschung und Lüge.

Mit einer Einweihungsparty beginnt der Film: Robert (Timocin Ziegler) und die gerade aus dem Gefängnis entlassene Leni (Thea Ehre) sind zusammengezogen. Lenis Clique ist eingeladen, auch eine Nachbarin. Doch als alle weg sind, wird klar: Robert und Leni sind kein Paar. Oder doch?

Er ist verdeckter Ermittler, hatte tatsächlich eine Beziehung mit Leni – doch hieß sie damals noch Leonard. Wegen Drogendealerei saß sie in Haft, durfte nun vorzeitig raus, um mit Robert einen größeren Fisch zu angeln: Victor Arth (Michael Sideris), früher Techno-DJ und mit Leonard bekannt, jetzt Clubbetreiber in Frankfurt (ein Seitenhieb auf Sven Väth). Er soll eine Verschlüsselungsplattform betreiben, über die Drogengeschäfte laufen.

Die Krimihandlung wirkt etwas aufgesetzt, doch was sich im Verlauf der Annäherung des Paares Leni/Robert an Victor entwickelt, ist ungemein stark und glaubwürdig erzählt. Drehbuchautor Florian Plumeyer – früher Student bei Hochhäusler an der DFFB – hat ein aus der Zeit gefallenes Setting gewählt, das dem sich entfaltenden Melodram erst den passenden Rahmen gibt: Leni und Robert nehmen an einem Tanzkurs teil, da dort auch Victor und seine Partnerin eine Art Paartherapie versuchen. Und es erklingt sehnsüchtige Schlagermusik, alte wie neue. Da trifft Esther Ofarim auf die Düsseldorf Düsterboys, auch Evelyn Künnecke kommt zu Ehren. Gesungen wird stets von absoluten Gefühlen – und die Musik verhilft den Figuren, zu ihren eigenen Gefühlen zu stehen.

Ganz selbstverständlich und unverkrampft geht es in diesem modernen Film noir aber auch um die Frage nach Akzeptanz: Leni ruht in sich, weiß genau, wer sie ist: eine Transfrau, die glücklich sein möchte. Vielleicht als Sängerin. Robert aber hadert. Er scheint nicht darüber hinwegzukommen, dass Leni sich nun auch operieren lassen möchte. Der Film fragt, ob es ihm möglich sein wird, das neue Ich seiner großen Liebe anzunehmen.

Die große Liebe? Robert (Timocin Ziegler) und Leni (Thea Ehre) in „Bis ans Ende der Nacht". FOTO: HEIMATFILM

Hochhäusler inszeniert Thea Ehre so wunderbar, dass das Publikum sogar Victor zu verstehen glaubt, der am Ende alles aufs Spiel setzt, um den Liebenden zu helfen. Hochhäusler und Plumeyer spielen mit Gangsterklischees und Rollenmustern. Vor allem aber liefern sie ein ans Herz gehendes Plädoyer dafür ab, nicht alles einordnen zu wollen. „Es muss doch keinen Namen haben", rät Victor Robert einmal. Er solle „vielleicht einfach leben".

Damit wirkt „Bis ans Ende der Nacht" ungleich zuversichtlicher als der baskische Film „20.000 Species of Bees", der von einem Achtjährigen erzählt, der sich als Mädchen fühlt – und damit zurechtkommen muss, dass nur die ältere Tante, eine Bienenzüchterin, dies versteht. Bärenchancen aber dürfte Regisseurin Estibaliz Urresola Solaguren durchaus haben, schließlich ist ihr Film näher an der Realität entlang erzählt als das berückende Kinomärchen „Bis ans Ende der Nacht".

Staatsoper Hamburg: Omer Meir Wellber folgt auf Kent Nagano

Meir Wellber FOTO: DANIEL BOCKWOLDT/DPA

Die neue Leitung der Hamburgischen Staatsoper ab 2025 ist komplett: Nach Opernintendant Tobias Kratzer und Ballettchef Demis Volpi wurde der israelische Dirigent Omer Meir Wellber als neuer Generalmusikdirektor und Chefdirigent des Philharmonischen Staatsorchesters Hamburg vorgestellt. Der 41-Jährige folgt damit auf den amerikanischen Dirigenten Kent Nagano, der dieses Amt seit 2015 inne hat. Wellber ist bis August 2027 Musikdirektor der Volksoper Wien. Er ist derzeit Musikdirektor des Teatro Massimo Palermo und künstlerischer Leiter des Toscanini Festivals. Von 2018 bis 2022 war er erster Gastdirigent der Semperoper Dresden und bis 2022 Chefdirigent des BBC Philharmonic. Als neue Operndirektorin wird Bettina Giese, Direktorin vom Brüsseler Opernhaus, in das Hamburger Team kommen. |dpa